

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Nr. 2.

Wiesbaden, den 11. Januar 1905.

XX. Jahrgang

Berminderung der Vieh- und Futtereinfuhr durch rationelle Ausnützung der Kohlehydratstoffe.

Im Laufe der letzten Jahre hat die Vieheinfuhr entgegen den früheren Jahren eine bedeutende Steigerung erhalten. So sind z. B. im Jahre 1902 etwa 214 443 Stück Kühe, Stiere, Ochsen, Kälber usw. im Werthe von 58 851 000 M. eingeführt worden, während die vorhergehende Jahreseinfuhr nur 50 Millionen M. betrug.

Auch im Jahre 1903 hat sich eine bedeutende Steigerung in der Vieheinfuhr bemerkbar gemacht, indem im ersten Halbjahr also von Januar bis Ende Juni allein 147 000 Stück Rinder, Ochsen, Kälber, Schweine etc. im Werthe von 58 851 000 M. eingeführt wurden. Nach annähernder Schätzung dürfte die Jahreseinfuhr für 1903 etwa 115–116 Millionen betragen. Es kann somit die Mehreinfuhr an Vieh gegen das Jahre 1902 einen Mehrbetrag von 20 Millionen M. ergeben.

Außer den Viehstücken wurden im Jahre 1902 etwa für 150 Millionen M. verschiedene Fleischwaren in frischem, gefalzenem und gepökeltem Zustande eingeführt. Die Fleischeneinfuhr ist im ersten Halbjahre 1903 bedeutend zurückgegangen, indem der Werth für die Monate Januar bis Ende Juni mit 62½ Millionen M. besetzt wird.

Trotz des heimischen Viehbestandes von 18 939 692 Stück Rinder, 9 692 501 Schafen, 16 807 014 Schweinen und 3 295 997 Ziegen und anderen Schlacht- und Nutztieren ist Deutschland noch keineswegs in der Lage, den Bedarf an Fleisch im eigenen Lande zu decken. Selbst wenn der Viehbestand Deutschlands in eine Erhöhung von 40–50 Prozent des gegenwärtigen, vorhandenen Bestandes überginge, würde die Produktion der Schlachttiere noch nicht genügen, um den Bedarf des Landes voll und ganz zu befriedigen.

Um daher die jahrein und jahraus in Verlust kommenden Millionen des Nationalvermögens im Inlande zu erhalten, ist allerorts eine Vermehrung des wirtschaftlichen Nutzviehbestandes anzustreben. Selbstverständlich hat mit der Erhöhung der Viehbestände auch eine Ertragssteigerung in den Futterprodukten stattzufinden. Denn die Erhöhung eines Viehbestandes von 15 auf 20 Stück Kühe oder von 10 auf 20 Schweine erfordert naturgemäß ein größeres Futterquantum.

Durch Verbesserungen schlechter, abgebauter und versumpfter Weiden, Brüche, Lehländer und anderer geringer Ackerflächen, sowie durch Anwendung größerer Mengen von Kunstdünger läßt sich bekanntlich von allen Weiden und Ackerstücken der Ertrag auf die doppelte, ja dreifache Ertragshöhe steigern. Obgleich im Laufe der letzten Jahrzehnte ganz erhebliche Verbesserungen im Acker- und Viehwesen, sowie im Futterbau eingetreten sind, so genügen die Ernten noch keineswegs zur Ernährung unseres gesammten Viehbestandes.

Deutschland ist daher gezwungen, außer der Vieheinfuhr auch für die Futtereinfuhr viele Hundert Millionen dem Auslande zu überliefern. Dieses ist ganz besonders in der Einfuhr der überseischen, den sogenannten Kraftfuttermitteln der Fall. Für eingeführte, überseische Futtermittel sind im Jahre 1901 allein 510 Millionen M. an das Ausland bezahlt worden.

Betrachtet man, daß diese und ähnliche Summen jahraus und jahrein unserer Landwirtschaft entzogen werden, so ist es unbestreitbar, warum unsere im Lande selbst erzeugten, sehr werthvollen Futtermittel noch nicht die allseitige Anwendung finden. Bekanntlich geht aus den Erzeugnissen der Landwirtschaft, den sehr geschätzten Futterrüben, ein Produkt, die Melasse hervor, die sehr werthvolle Futtereigenschaften besitzt.

Ueber die praktische Verwerthung und rationelle Ausnützung der Melasse in der Viehfütterung herrschen noch manderlei unklare Ansichten. In Verbindung mit anderen Futtermitteln ist die Melasse vielen ausländischen Produkten vorzuziehen. Dieses ist ganz besonders mit dem allorts bekannten Torfmelassemehlfrut der Fall.

Das Torfmelassemehlfrut besteht in seiner Zusammenfassung aus 75–80 Theilen Melasse und 20–25 Theilen Torfmolassemehl. Die Torfmelasse besteht aus Nährwerthverhältnissen, bestehend aus 9,04 Prozent Protein, 0,28 Prozent Fett und 57,61 Prozent stickstofffreie Extraktstoffe. Hinsichtlich ihrer Wirkung auf den Organismus der Thiere ist die Torfmelasse als ein sehr werthvolles Kraft- und Sanitätsfuttermittel ersten Ranges anzusprechen.

Zunächst ist das Melasse-Torfmehlfrut ein einheimisches, reines und unverfälschtes Futtermittel, das keine schädlichen Beistoffe, noch gefährliche Infektionskeime enthält, wie solches in verschiedenen ausländischen Futtermitteln der Fall ist. Denn es ist allgemein bekannt, daß mit der Einfuhr von überseischen Futtermitteln auch gefährliche Krankheitsstoffe mit eingeschleppt werden.

Gewisse Infektionskrankheiten, die oft plötzlich unter den Stalltieren ausbrechen, sind vielfach auf die Beigemischten, schädlichen Beistoffe zurückzuführen, die in den vom Auslande eingeführten Kraftfuttermitteln enthalten sind.

Schon die Gründe sollten die deutsche Landwirtschaft bewegen, den reinen Torfmelassefrut, entgegen den vielfach gefälschten und minderwerthigen ausländischen Futtermitteln den berechtigten Vorrang zu geben.

Jedem wirkt das Melasse-Torfmehlfrut in vielseitiger Weise auf den thierischen Organismus ein. Bei dem mit proteinreichen Stoffen vorgenommenen Melassefrutungen als da sind: Palmkern, Treber, Kleie, Schrot, Roggen usw. treffen die Wirkungen nur theilweise zu. Denn durch das Lagern der vorgenannten Futtermittel treten Fäulnis- und Umwandlungen der Nährstoffe ein und das Mischfuttermittel verliert an Nährwerth.

Je länger ein proteinreiches Futter in der Melassefrut lagert, desto größer sind die Verluste an Eiweiß und an Fett. So trat bei Bietreber der mit Melasse gemischt wurde, schon nach kurzer Zeit ein bedeutender Verlust an Zucker, sowie 5 Prozent Fett und 30 Prozent Rohprotein ein. Bei den proteinreichen Erbsenstücken ging der Fettgehalt nach zweijähriger Lagerung ohne Melassefrut von 11 Proz. auf 0,50 Prozent herunter.

Man wird daraus ersehen, daß durch kurze oder lange Lagerungen der vielgepriesenen Nährwerth vieler Futtermittel bedeutend herunter geht und die Beimischungen vielfach nur werthloser Ballast ist, der sogar sehr häufig in ungünstiger Weise den thierischen Organismus beeinflusst. Wer weiß, wie lange die aus überseischen Ländern kommenden Beimischungsstoffe, wie Erbsen, Kollas-Palmkernmehl, Weizenkleie etc. schon gelagert haben und welchen Nährwerth sie noch besitzen. Durch die Melassefrut wird das Defizit der Nährstoffe in geschädigter Weise verdeckt. Das dieser Art hergestellte Mischfuttermittel wird noch recht theuer bezahlt, wobei es in seinen Nährwerthverhältnissen und in seiner Wirkung weit hinter dem Melasse-Torfmehlfrut zurücksteht.

Bei dem Melasse-Torfmehlfrut trifft dieses in keiner Weise zu. Der Melasse-Torfmehlfrut geht in keinerlei Fäulnis- und Umwandlung in andere werthlose Stoffe über. Denn gerade der noch vielfach als werthloser Ballast betrachtete Molasse-Torfmehlfrut ist es, der dem Melasse-Torfmehlfrut höchst werthvolle Nährwerth- und Sanitätsstoffe verleiht.

In erster Linie fehlt allen anderen Melassefrutungen außer dem Molasse-Torfmehlfrut die eigentliche Aufnahmefähigkeit, sowie die Fähigkeit, die in der Melasse enthaltenen Salze zu neutralisieren.

Allen fett- und proteinreichen Beimischungsstoffen gehen aber auch die Sanitäts-, die Gesundheits- und das Wohlbehagen der Thiere fördernden Wirkungen ab. Im Melasse-Torfmehlfrut ist es speziell das Molasse-Torfmehlfrut mit seinem Humus- und Gerbstoffgehalt, der die Salze unschädlich macht, und konservierend auf die Dauerhaftigkeit des Futters einwirkt und es so vor Fäulnis- und Umwandlungen schützt.

Durch das Melasse-Torfmehlfrut werden aber auch die im Thierkörper zur Entwidlung kommenden, schädlichen Gase in ihrer Wirkung aufgehoben. Bekanntlich sammeln sich im Darmkanal der Thiere mitunter Gase an, die ein Anheften unendlicher Substanzen bewirken und gefährliche Krankheiten nach sich ziehen. Dieses ist ganz besonders bei der sehr gefährlichen Kolik der Pferde der Fall. Durch die eigenartige Aufnahmefähigkeit des Molasse-Torfmehlfrut werden jedoch die Gase voll aufgesaugt, so daß in weiterer Folge keine Anhäufung von unendlicher Substanzen im Darm, und mithin keine Kolik eintreten kann.

Die Berliner Viehversicherungsgesellschaft hat in ihrem Jahresbericht in ganz besonderer Weise darauf hingewiesen, daß infolge der mehr und mehr erfolgten Beifütterung von Torfmelasse an Pferde die Kolik fast gänzlich verschwunden ist.

Im Torfmelassefrut wird aber auch der unangenehme und laßige Geruch der Melasse vollständig herabgemindert, wodurch das Futter einen angenehmen Geschmack erhält. Es wird somit bekömmlicher gemacht und wirkt durch seinen Jodergehalt belebend und erfrischend auf den Verdauungsapparat ein. Hierdurch wird die Thirst angeregt und der Appetit gesteigert, daher alle Thiere größere Mengen geringer Futterstoffe noch sehr gut ausnützen.

Bei schlechten Fressern, abgearbeiteten und heruntergekommenen werden durch eine Tagesration von 2 kg. Melasse-Torfmehlfrut die Arbeitsenergie und Ausdauer wesentlich gesteigert und das körperliche Allgemeinbefinden gebessert. Zahlreiche Kavallerie-Regimenter haben bei überanstrengten und heruntergekommenen Pferden mit Melasse-Torfmehlfrut weitgehende Fütterungsversuche gemacht und konstatirt, daß die Thiere körperlich gekräftigt und völlig dienst- und arbeitsfähig wurden.

Bei jungen und alten Schweinen regt das Melasse-Torfmehlfrut einen regen Appetit, verbunden mit erhöhter Thirst, an, infolge dessen die Mastschweine viel Fleisch und Fett ansetzen und in der Aufzucht ein schnelles Wachstum entfalten.

In den Schweinefäulen wird in weiterer Folge durch das Melasse-Torfmehlfrut auch jener unangenehme, butterartige Geruch aufgehoben. Die Rothausfäulen erhalten eine gleichmäßige Beschaffenheit und befinden außerdem eine gute Ansäuerung und Verdauung der anderen Futtersubstanzen.

Bei den Milchkühen wird durch die Melasse-Torfmehlfrut die nachtheilige Einwirkung der Rübenfütterung abgeschwächt. Die hierbei gewonnenen Molasse-Torfmehlfrut sind in jeder Beziehung, sowohl im Geschmack wie in der Dauerhaftigkeit als sehr gut zu bezeichnen. Bei einer richtigen Zusammenfassung des Molasse- und Torfmehlfruts in Verbindung mit Torfmelasse tritt bei allen Milchkühen eine Steigerung in der Milchergiebigkeit und eine Erhöhung des Fettgehaltes ein. Nach diesbezüglichen Versuchen wurden bereits aus zehn Liter Milch ein Pfund Butter gewonnen, während vorher ein Milchquantum von zwölf Liter bedingt wurde.

Der bei der Melasse-Torfmehlfrut produzierte Stalldünger besitzt einen hohen Düngewerth, indem die humose Substanz des Molasse-Torfmehlfruts die alkalischen Salze der Melasse in einer Form der Widerstandsfähigkeit fähig ist. Der Dünger besitzt etwa 9,3 Proz. mineralische Pflanzennährstoffe bestehend aus: Kalk, Natron, Kalz, Eisenoxyd usw.

Die Tagesmenge des Torfmelassefruts kann bei Ochsen 2½ kg. und bei Mastvieh 4 kg. pro Kopf betragen. Für Acker- und Aufzucht Pferde genügen pro Tag und Kopf 2 kg., ebenso viel können auch die Milchkühe erhalten.

Bei Schweinen ist das Lebendgewicht der Thiere zu beachten. Gewöhnlich rechnet man auf 50 kg. Lebendgewicht pro Tag und Thier ¼ kg. Infolge des hohen Nährwerths und der vorzüglichen Ausnützung der Kohlehydratstoffe kann bei der Melasse-Torfmehlfrut die Hälfte des sonst üblichen Kraftfutters gespart werden. Es ist daher um 50 Prozent billiger wie das billigste Kraftfuttermittel mit gleichem Nährwerthgehalt. Bezüglich des Nährwerthgehaltes steht der Melasse-Torfmehlfrut kaum hinter der Kleie zurück.

Nachdem das Torfmelassefrut bereits ein Jahrzehnt wissenschaftlich und praktisch in seiner Wirkung in der praktischen Viehfütterung erprobt ist, kann es mit vollem Recht als ein Kraft- und Sanitätsfuttermittel ersten Ranges gelten. Durch seine Verwendung in der wirtschaftlichen Viehzucht werden die Ausgaben für den Anlauf von Kunstdünger und für Futtermittel bedeutend vermindert.

Landwirthschaft.

Ueber die Auswinterung des Getreides und deren Ursachen. Ein alter Praktiker hat festgestellt, daß ein möglichst eben und glatt gearbeiteter Saatader mehr unter den Wirkungen des Winters leidet, als ein solcher mit rauer Oberfläche. Die Ursachen lassen sich nicht verkennen. Ein Saatader mit möglichst rauer Oberfläche hat viele Schollen und Schöllchen, die die jungen Pflänzchen gegen raue Winde schützen und dem Schnee, dieser erwünschten Schutzbede, viel mehr Halt geben, als auf einem platten Ader, wo er leicht weggeweht wird. Bildet sich während des Winters Glätteis auf dem Ader, so kann eintretendes Thauwetter dasselbe auf dem rauen Aderboden sehr schnell zertheilen und der Saat Luft verschaffen; ist der Boden vollständig aufgetaut, so gehen die Ueberbleibsel auseinander und bedecken die frei liegenden Wurzeln wieder. Man sehe also beim Bestellen der Winterjaatader darauf, daß die Oberfläche des Aders ziemlich rauh ist, aber auch darauf, daß der Boden nicht sehr fest ist. Zu fester Aderboden thut nur langsam und ungleichmäßig auf, was meistens ein Reissen der Pflanzen, also ein ganz verhängnißvolles Auswintern des Getreides zur Folge hat.

Man sammle alle nur immer erreichbaren düngenden Stoffe, sehr hierbei nichts für zu gering an und bringe sie ihrer Natur nach, entweder auf den Düngerhaufen oder in die Jauchegrube oder endlich auf den Komposthaufen und erzeuge viel und vielerlei guten Dünger, dann wird der Düngermangel, wenn auch nicht plötzlich, so doch allmählich verschwinden.

Den beigenden und trockenden Gelbmad der Kartoffeln, die im Sommer zu wenig gehäufelt wurden oder zu lange dem Tageslicht ausgesetzt waren, beseitigt man auf folgende Weise. Die Kartoffeln werden entweder gedämpft oder roh zerhackt und mit kaltem Wasser übergossen und mehrere Male erneuert, damit die Kartoffeln gut ausgeleigt werden.

Kalkdüngung. Schwere, kühle Boden eignen sich erfahrungsgemäß zur Anwendung von gebranntem Kalk (Kestalt). Für Sandboden empfiehlt sich dagegen die Anwendung von kohlenstoffreichem Kalk.



* Frankfurt a. M. Fruchtpreise, mitgetheilt von der Preisnotirungsbörse der Landwirtschaftskammer am Fruchtmarkt zu Frankfurt a. M., 9. Jan. Per 100 Kilo gute marktfähige Waare, je nach Qual., loco Frankfurt a. M. Weizen, hies., Nr. 18.50 bis 18.55 3/4, Roggen, hies., Nr. 14.61 bis 14.65 3/4, Gerste, hies. u. Pölzer, Nr. 18.— bis 18.50 3/4, Futterwaare, Nr. 17.50 bis 17.75 3/4, Hafer, hies., Nr. 14.65 bis 15.25 3/4, Raps, hies., Nr. 22.50 bis 23.— 2/4, Mais Nr. — bis — 0/0, Mais, Pölzer, Nr. 12.60 bis 12.70 1/4.

* Der Umlauf auf dem Frankfurter Fruchtmarkt wird durch folgende Abkürzungen bezeichnet: 1° geblähtes, 2° klein, 3° mittel, 4° groß. Die Stimmung auf dem Frankfurter Fruchtmarkt wird durch folgende Abkürzungen bezeichnet: 1/8 flau, 2/8 abwärts, 3/8 stetig, 4/8 fest, 5/8 sehr fest.

* Die 6. Jan. Weizen Nr. 18.75 bis —, weißer M. —, bis —, Roggen Nr. 14.— bis —, Gerste Nr. — bis —, Hafer Nr. — bis —.

* Mainz, 6. Jan. (Offizielle Notirung). Weizen 18.45 bis 18.55, Roggen 14.40 bis 14.55, Gerste 17.55 bis 18.00, Hafer 14.50 bis 15.25, Raps — bis —, Mais — bis —.

* Mannheim, 9. Jan. Amtliche Notirung der dortigen Börse (eigene Preisliste). Weizen, 18.85 bis —, Roggen, 14.70 bis —, Gerste, 17.75 bis 18.50, Hafer, 14.85 bis —, Raps 15.30 bis —, Mais 23.25 bis —.

* Frankfurt, 9. Jan. Der heutige Viehmarkt war mit 463 Ochsen, 41 Bullen, 743 Rindern, Windern u. Stieren, 319 Kälbern, 227 Schafen u. Hammeln, 1808 Schweinen, 0 Ziegen, 0 Ziegenlämmern und 0 Schafälmmern besetzt.

Ochsen: a. vollfleischige, ausgewachsene höchsten Schlachtwerthes bis zu 6 Jahren 72–75 M., b. junge, fleischige, nicht ausgewachsene und ältere ausgewachsene 67–70 M., c. mäßig genährte junge, gut genährte ältere 60–63 M., d. gering genährte jährl. Alters 60–60 M. Bullen: a. vollfleischige höchsten Schlachtwerthes 62–64 M., b. mäßig genährte jüngere und gut genährte ältere 57–59 M., c. gering genährte 60–60 M. Rinder: a. und Färsen (Stiere u. Kühe), a. höchsten Schlachtwerthes 66–68 M., b. vollfleischige, ausgewachsene Rinder höchsten Schlachtwerthes bis zu 7 Jahren 60–62 M., c. ältere ausgewachsene Kühe und weniger gut entwickelte jüngere Kühe u. Färsen (Stiere u. Kühe) 51–53 M., d. mäßig genährte Kühe u. Färsen (Stiere u. Kühe) 41–43 M., e. gering genährte Kühe u. Färsen (Stiere u. Kühe) 60–60 M. Kälber: a. fleischige Mast (Voll-Mast) u. beste Sauglälber (Schlachtgewicht) 81–83 M., (Lebendgewicht) 48–50 M., b. mittlere Mast u. gute Sauglälber (Schlachtgewicht) 72 bis 74 M., (Lebendgewicht) 42–44 M., c. geringe Sauglälber (Schlachtgewicht) 57–60 M., (Lebendgewicht) —, d. ältere gering genährte Kälber (Fresser) —, e. M. Schafe: a. Mastlammern und jüngere Mastlammern (Schlachtgewicht) 66 bis 67 M., (Lebendgewicht) —, b. ältere Mastlammern (Schlachtgewicht) 54–56 M., (Lebendgewicht) —, c. mäßig genährte Hammeln und Schafe (Vergleichs) (Schlachtgewicht) 43–50 M., (Lebendgewicht) —, d. Schweine: a. vollfleischige der feineren Rassen und deren Kreuzung, im Alter bis zu 1½ Jahren (Schlachtgewicht) 59–60 Pf., (Lebendgewicht) 47, b. fleischige (Schlachtgewicht) 58–60, (Lebendgewicht) 46, c. gering entwickelte sowie Sauen und Eber 52–54, d. ausländ. Schweine (unter Angabe der Herkunft) 60–60 M. Die Preisnotirungs-Kommission.

Dämpflichkeit der Pferde
(a. chron. Husten, Darmstörungen)
heilbar.
Erfolg überraschend.
Ausst. ungenügl. 168
Zahlreiche Anerkennungen.
A. Ripp-Dresden-A. 18. n.

Bettmässen. Sol. Befreiung
garantirt. Preisg.
Brennsteine, frei durch Herrn.
Marburg, Frankfurt a. M.,
Allerheiligenstr. 76. 1154/256
Auch über die Ehe, wo zwei
Kinder, 1½ M. Nach. Wo
Blut. Frau. 1½ M.
Eisenertrag Dr. 29. Hamburg. 376



Nr. 9.

Mittwoch, den 11. Januar 1905.

20. Jahrgang

Das Majorat.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Wie aber dann, wenn Dagobert drüben den leichtsinnigen Lebenswandel fortgesetzt hatte und als bestraster Verbrecher heimkehrte?

Er konnte in diesem Falle unter Curatel gestellt und seines Erbes verlustig erklärt werden. Baron Kurt wurde dann endgültig der Majoratsherr.

Andererseits lag auch die Möglichkeit nahe, daß Dagobert sich nicht mehr unter den Lebenden befand, und durch die öffentliche Aufforderung nichts weiter als die Todesnachricht erreicht wurde; auch in diesem Falle war jede Hoffnung für Baronin Abeggunde auf immer abgeschnitten —

„von Schwind, Rittmeister außer Diensten!“

Der Advokat fuhr aus seinem Brüten auf, und erhob sich, um ebenfalls seinen Namen zu nennen; sein Blick ruhte dabei prüfend auf dem großen, schlanken Herrn, der mit einer leichten Verbeugung ihm gegenüber Platz genommen und seine Handschuhe auszog.

Er mußte früher ein schöner Mann gewesen sein, das hagere Gesicht, das ein langer, graublonder Schnurrbart zierte, war im Profil noch heute schön zu nennen, und aus den tiefblauen Augen blickte noch immer das Feuer der Jugend.

In seinem Blick und in dem Klang seiner Stimme lag etwas, was sympathisch berührte, Hermann fühlte sich sofort zu ihm hingezogen.

„Ich bitte um Entschuldigung. Sie nannten den Namen Steinfelder“, sagte der Rittmeister, nachdem er seinen Wein bestellt hatte, „sind Sie vielleicht verwandt mit der Frau Baronin Darboren, geborenen Steinfelder?“

„Sie ist meine Schwester“, sagte Hermann.

In den Augen des alten Herrn blickte es freudig auf, er reichte ohne Zögern dem Advokaten über den Tisch hinüber die Hand.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Hand drücke“, sagte er. „Sie werden mich freilich nicht kennen, aber es genügt Ihnen wohl, wenn ich Ihnen sage, daß ich im Hause Ihres Vaters häufig verkehrte, und daß Abeggunde Steinfelder meine Jugendliebe war.“

Er füllte das Glas und stieß mit dem Rechtsanwalt an, dann drehte er mit gedankenvoller Miene an den Enden seines langen Bartes.

„Sie haben früher meinen Namen nie gehört?“ fragte er, während sein Blick voll Wohlwollen auf dem Antlitz Hermanns ruhte.

„Nein, wenigstens erinnere ich mich nicht —“

„Nun es mag ja sein, Sie waren damals noch ein kleines Kind. Lassen Sie mich nachdenken — ja, ja, Sie zählten drei oder vier Jahre als Ihre Schwester heirathete.“

„Das ist richtig, sie war sechs Jahre mit dem Baron von Darboren verheirathet, und bei seinem Tode zählte ich neun Jahre; drei Jahre später wurde meine Schwester mir entrissen, ihr Schicksal wird Ihnen bekannt sein.“

„Ja, es ist mir bekannt“, nickte der Rittmeister mit einem

tiefen Athemzuge, „ich habe mir seitdem stets den Vorwurf gemacht, daß ich, wenn auch nur indirekt, an ihrem Unglück einige Schuld trage.“

„Zuwiefern?“ fragte Hermann erstaunt.

Der Rittmeister füllte sein Glas noch einmal und trank es hastig aus, dann blickte er, während seine Hände mit dem leeren Glase spielten, eine geraume Weile starr vor sich hin.

„Weshalb sollte ich es Ihnen nicht sagen dürfen?“ brach er endlich das Schweigen; „ich bin jetzt ein alter Mann, Sie werden meine Mittheilungen nicht mißdeuten, und durch sie wird Ihnen vielleicht manches klar, was bisher Ihnen räthselhaft erschien. Ich liebe Abeggunde — gestatten Sie mir, daß ich sie nur mit diesem Namen nenne —, meine Liebe wurde erwidert, und wir träumten beide von einer Zukunft voll Glück und Sonnenschein. Es war eine Thorheit, aber das hätte damals uns Niemand klar machen können, wir suchten ja unser ganzes Erdenglück nur in unserer Liebe. Ich war ein junger, unbemittelter Leutnant, und Ihr Vater, der alte General, besaß ebenfalls kein Vermögen. Von der Möglichkeit einer solchen Verbindung konnte unter solchen Verhältnissen erst nach vielen Jahren die Rede sein. Aber daran dachten wir nicht, auch dann noch nicht als der Freiherr Robert von Darboren sich mit Ihrem Vater befreundete und jede Gelegenheit ergriff, um die Gunst Abeggundes zu werben. Ihre Mutter starb, für den General war es ein harter Schlag. Von seinen Kindern waren ihm nur zwei geblieben, Sie und Abeggunde, und Sie zählten damals höchstens zwei Jahre. Seit dem Tode seiner Frau tränkelte der alte Herr, ich begreife es, daß er sein Ende nahen fühlte, und daß ihn das um die Zukunft seiner Kinder besorgt machte. Er hinterließ ihnen wenig oder nichts, sie bedurften beide noch einer starken Stütze, und diese Stütze war gefunden, als der Baron von Darboren um die Hand Abeggundes warb. Ich darf und will Ihrem Vater keinen Vorwurf machen, Darboren war nicht nur ein sehr reicher Herr, sondern auch ein Ehrenmann in des Wortes vollster Bedeutung. Und Abeggunde liebte ihren Vater zu sehr, als daß sie seinen Bitten hätte widerstehen können, sie erkannte, wie aussichtslos unsere Liebe war, und daß sie ihrem Bruder gegenüber ernste Pflichten zu erfüllen hatte. Vielleicht wäre es anders gekommen, wenn ihr Vater versucht hätte sich durch Drohungen ihren Gehorsam zu erzwingen, denn Abeggunde war im Grunde genommen, eine trotzig, leidenschaftliche Natur, aber seine Vernunftgründe und seine Bitten im Verein mit ihrer Kindesliebe sicherten ihm bald ihre Zustimmung. Es war ein harter Kampf zwischen Liebe und Pflicht, den das junge Herz kämpfen mußte. Meine Ehre und mein Gewissen geboten mir, allen Wünschen und Hoffnungen zu entsagen und dem Hause des Generals den Frieden zu erhalten.“

Der alte Herr machte eine Pause; mit einem schweren Seufzer holte er eine Cigarre aus der Tasche, seine Hand zitterte, als er sie anzündete.

„Vorbei!“ fuhr er fort, „laß fahren dahin, laß fahren! Abeggunde heirathete den Baron und erleichterte dadurch ihrem alten

Vater das Sterben, den wir schon bald nach der Hochzeit zu Grabe trugen. Ich ließ mich versehen; nur dann und wann erhielt ich von anderen Personen Nachrichten über Adalgunde, man wußte nicht anders, als daß sie mit ihrem Gatten glücklich lebte. In meiner neuen Garnison lernte ich eine junge Wittwe kennen, für die ich mich bald interessirte. Sie war jung, schön und vermögend, ihre Blicke und gelegentlichen Aeußerungen verriethen mir, daß sie mich liebte; meine Kameraden neckten mich mit ihr — kurz, ich machte meinen Antrag und wurde angenommen. Es war keine glückliche Ehe, lieber Herr; ich muß Ihnen das sagen, damit Sie, was nun noch kommt, nicht mißverstehen. Meine Frau war tofett und vergnügungssüchtig, unsere Charaktere paßten nicht zu einander, da konnten Disharmonien nicht ausbleiben, die plötzlich eine weite Kluft zwischen uns rissen. Die Schuld mag wohl auf beiden Seiten gelegen haben, ich machte mich nicht frei davon; ich hätte in mancher Beziehung nachgiebiger sein können, aber ich war eben auch eine störrige Natur, ich war es geworden durch die vielen Enttäuschungen und durch die Vernichtung meiner schönsten Hoffnungen. Ich wurde hierher in die Stadt versetzt; es lag mir wenig daran, der Gedanke an das Wiedersehen mit Adalgunde ließ mich kalt. Wir waren kaum hier, als der Baron von Darboren plötzlich starb; kurz vorher hatte ich mit Adalgunde eine flüchtige Begegnung im Theater gehabt. Ich bedauerte die junge Wittwe, aber ich dachte nicht daran, ihr einen Besuch zu machen, ich ahnte auch nicht, daß Adalgunde die genauesten Erkundigungen über mich einzog und infolge dessen von allen meinen Verhältnissen Kenntniß erhielt.

Ein halbes Jahr war nach dem Tode ihres Mannes verstrichen, als ich ihr wieder begegnete. Sie hatte mich aufgesucht, sie kannte die Wege, auf denen ich jeden Nachmittag spazieren ritt; zu Pferde kam sie mir entgegen. Sie machte mir Vorwürfe, daß ich sie vergessen habe, ich vertheidigte mich, und ich will es nur gestehen, daß ihr Anblick die alten Erinnerungen und mit ihnen auch die Liebe wieder in meiner Seele weckte. Wir kamen nun täglich zusammen, in ihrem Schlosse durfte ich sie nicht besuchen, sie fürchtete, ihr guter Ruf könnte darunter leiden, und vor allem fürchtete sie die Intriguen ihres Schwagers, der als Vormund ihres Sohnes von Haus Eichenhorst bereits Besitz ergriffen hatte. Sie haßte diesen Schwager, über dessen Herrschsucht und Leidenschaftlichkeit sie sich bitter beklagte, sie klagte mir oft, daß sie fürchtete, er werde sie und ihr Kind um das Majorat bringen. So verstrichen Monate, Adalgunde kannte die zerfahrenen Zustände in meinem Hause, sie beklagte mich, und ihre Theilnahme war mir zu lieb, als daß ich sie hätte zurückweisen mögen. Da sagte sie mir eines Tages, ihr Schwager habe um ihre Hand angehalten. Sie hatte den Antrag abgelehnt, mir aber bot sie bei dieser Erklärung ihre Hand an. Ich antwortete selbstverständlich ablehnend und berief mich darauf, daß ich eine Gattin und ein Kind habe. Adalgunde war empört über meine Antwort, und von diesem Tage an begann das räthselhafte Treiben, das ihr dann den Namen der tollen Baronin eintrug. Sie war bald in der Stadt, um dort das Geld mit vollen Händen fortzuwerfen, bald durchstreifte sie zu Pferde Tag und Nacht ihre Wälder; ihr leidenschaftliches Temperament und die innere Unzufriedenheit ließen ihr nicht Rast noch Ruhe mehr. Wir kamen jetzt seltener zusammen; geschah es, so mußte ich die bittersten Vorwürfe hören, Vorwürfe, die in mir die Vermuthung weckten, daß das Urtheil der öffentlichen Meinung begründet sein müsse.

„Und doch war diese Vermuthung falsch“, warf Hermann ein. „Nach meiner Ueberzeugung hatte Baron Kurt dieses Urtheil gemacht, um die Ueberführung meiner Schwester ins Irrenhaus vorzubereiten. Adalgunde war innerlich unzufrieden und unglücklich; sie war in der That eine leidenschaftliche excentrische Natur, ihrem Schwager stand sie feindlich gegenüber, an dem jugendgeliebten hoffte sie eine starke Stütze zu finden. Diese Hoffnung schlug fehl und überdies war ihr Stolz tief beleidigt dadurch, daß Sie ihren Vorschlag so schroff zurückgewiesen hatten. Das erklärt manches, aber leider dachte an diese natürliche Erklärung niemand, als sie in die Irrenanstalt gebracht wurde.“

Der Rittmeister blickte ihn starr an, Bestürzung und Entsetzen spiegeln in seinen Zügen.

„Sie glauben also, daß Adalgunde nicht krank gewesen sei?“ fragte er mit bebender Stimme.

„Haben Sie damals nicht an diese Möglichkeit gedacht?“

„Nein, Herr Doktor. Als ich erfuhr, daß sie in die Irrenanstalt gebracht worden war, suchte ich ihren Hausarzt auf; er gab mir die Versicherung, daß ihr Geist gestört sei, er sagte mir auch, daß er an eine vollständige Heilung ihres Leidens nicht glaube. Und wäre es anders gewesen, was hätte ich thun können, um sie aus jener Anstalt zurückzuholen? Ich würde sie und mich compromittirt haben, ohne meinen Zweck zu erreichen; das aber mußte ich meiner Frau und meines Kindes wegen vermei-

den. Und offen gestanden, auf mich hatte das Gebahren Adalgundes den Eindruck einer Geistesstörung gemacht, mich überraschte der Ausdruck des Arztes nicht, an dessen Ehrlichkeit ich doch auch nicht zweifeln konnte. Einige Jahre später starb meine Frau, es lag für mich eine beruhigende Genugthuung in dem Gedanken, daß ich bis zum Ende treu bei ihr ausgeharrt hatte, in ihrer Todesstunde erkannte sie selbst das mit heißen Dankesworten an.

Hermann fühlte sich mehr und mehr zu dem alten Herrn hingezogen, er sagte sich auch, daß er an dem Rittmeister einen Freund gefunden habe, der ihn in seinem Kampfen mit dem Baron nützlich sein konnte.

Wolle man von jener Seite wieder einen Druck auf die öffentliche Meinung üben, so konnte der Rittmeister in seinen Kreisen diesem Druck wirksam entgegenzutreten und mancher Verleumdung die Spitze abbrechen.

„Ich danke Ihnen für das Vertrauen, das Sie durch Ihre Mittheilungen mir bewiesen haben“, sagte er. „Sie werden meine Schwester wiedersehen und von ihr selbst erfahren, daß sie nur das Opfer schmachtvoller Intriguen gewesen ist.“

„Adalgunde ist aus der Anstalt entlassen?“ rief der Rittmeister in sichtbar freudiger Ueberraschung.

„Ich habe ihre Entlassung erzwungen“, erwiderte Hermann und nun berichtete er dem erstaunt Aufstrebenden alles, was er zur Befreiung seiner Schwester gethan hatte. Er berichtete ihm auch seine Vermuthungen und seine Unterredung mit dem Notar und der wechselnde Ausdruck auf dem Antlitz des alten Herrn ließ ihn erkennen, welch innigen Antheil dieser an seinen Mittheilungen nahm.

Als er schwieg, reichte ihm der Rittmeister beide Hände, seine Augen schimmerten feucht und seine Lippen zuckten.

„Sie sind ein braver Mann und ein treuer Bruder“, sagte er. „Sie dürfen nun nicht auf halbem Wege stehen bleiben, Sie müssen diesen Kampf zu Ende kämpfen, und kann ich Sie dabei in irgend einer Weise unterstützen, so verfügen Sie über mich.“

„Ich nehme Ihr Anerbieten an“, entgegnete Hermann, den warmen Handdruck kräftig erwidern, „treue Freunde thun uns noth, denn wir stehen der Macht des Goldes gegenüber, die für ihre Zwecke ja überall Werkzeuge und Waffen findet. Es ist spät geworden, ich muß den Heimweg antreten.“

Der Rittmeister warf einen Blick auf seine silberne Taschenuhr und nickte zustimmend.

„Ich begleite Sie“, sagte er, „meine Tochter wird schon mit dem Mittagessen auf mich warten.“ Ich bitte Sie, fragen Sie ja Ihre Frau Schwester, ob ihr mein Besuch angenehm sein würde“, fuhr er fort, als sie die Schenke verlassen hatten, „ich möchte nicht gerne sie unvorbereitet überraschen, weiß ich doch nicht, ob ihr eine Begegnung mit mir jetzt noch angenehm sein würde.“

„Ich werde sie vorbereiten“, erwiderte Hermann. „Sie ist noch immer leidenschaftlich, sie will um jeden Preis Haus Eichenhorst ihrem Schwager entreißen, sollte sie selbst auch darüber zu Grunde gehen.“

„Glauben Sie, daß sie dies erreichen wird?“

„Ich zweifle daran, ja ich möchte von diesem Prozeß mit aller Entschiedenheit abrathen, so lange Dagobert nicht aus der Verschollenheit zurückgekehrt ist.“

„Baron Dagobert — ganz recht!“ nickte der Rittmeister. „Ich lernte ihn flüchtig kennen, als er noch ein junges Bürschen war, er befand sich in schlimmer Gesellschaft, ich hätte ihn gern gewarnt, aber dazu besaß ich keine Berechtigung, und was mich nicht brennt, das blase ich nicht. Hauptächlich war es ein gewisser Herr Schreiber, der ihn stets begleitete.“

„Eduard Schreiber, der Sohn des Verwalters auf Haus Eichenhorst“, fiel Hermann ihm in die Rede, „der Herr ist jetzt wohlthätiger Geldwechsler in hiesiger Stadt, ein kleiner Bankier, der die Geldgeschäfte des Herrn Baron Kurt v. Darboren vermittelt.“

„So so, das wußte ich noch nicht“, fuhr der Rittmeister gedankenvoll fort, „Sohn eines Verwalters, früher Werkzeug des Barons und nun kleiner Bankier? Das könnte zu denken geben! Die frühere Amme Baron Dagoberts wohnt auch noch hier, vielleicht erinnert Adalgunde sich ihrer. Sie ist verheirathet mit dem Friseur Hubert Burger und hat bereits eine erwachsene Tochter, ich laufe bei ihrem Manne meine kleinen Toilettenbedürfnisse, sie scheint eine wadere Frau zu sein.“

„Ich werde mir die Adresse merken.“

„Thun Sie das, vielleicht haben Sie später Zeugen aus jener Zeit nöthig. Ich werde in dieser Beziehung schwertlich Ihnen nützen können.“

Sie waren in eine stille Straße eingebogen, Hermann hatte einen Umweg gemacht, ohne darauf zu achten, der alte Herr gefiel ihm mehr und mehr, je näher er ihn kennen lernte.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Sonnenblick.

Novellette von Rudolf Eicho.
(Schluß.)

„Ist das Ihr Ernst?“ Maja starrte den Sprecher an. Sie konnte es nicht fassen, daß sich die Schatten des Todes über das Krankenlager breiten sollten.

„Ja,“ fuhr Edmund fort, „ich stehe dicht an der Grenze jenes Landes, aus dem kein Wanderer wiederkehrt.“ Seine Blicke starrten jetzt ins Leere, und während er fortfuhr, verloren die Worte den Klang, er schien zu sich selber zu sprechen. „Wenn ich jetzt zurückblicke auf das, was hinter mir liegt, so ist es am Ende ganz gleich, ob ich bleibe oder gehe. Das Leben hat mich nur Freuden ahnen lassen, aber mir keine gegeben. Würde die Zukunft so erbärmlich sein wie die Vergangenheit, so wär's am Ende besser, abzuschließen.“

Maja schüttelte leise den Kopf. Ihre Blicke wanderten von dem gramvollen, blassen Gesichte des Kranken zu den kostbaren Gemälden, welche sich in goldenen Rahmen von den dunklen *De'ours*-Tapeten abhoben. Sie streiften den farbenreichen Smyrna-Teppich, die reichgestalteten Möbel, den Kamin mit dem Marmoraufsatz, in welchem ein helles Kohlenfeuer flackerte, und blieben auf einer Psyche haften, die aus dem Dunkel der Zimmerdecke hervorzuschweben schien.

„Ihre Blicke scheinen verwundert zu fragen: Wie kann ein Mensch, der unter all diesen Herrlichkeiten gebettet ist, über eine trostlose Vergangenheit klagen; nicht wahr, Maja?“

Das Mädchen nickte leise mit dem Kopfe.

„Diese Herrlichkeiten aber erscheinen mir als eine Verhöhnung des erbarmungslosen Schicksals,“ fuhr der Kranke erbittert fort. „Als ich, von Gesundheit strotzend, voll Erwartung und Sehnsucht in die Welt hinauslief, bettete mich das Leben in den Schmutz und die Kälte des Elends; jetzt, da ich vom Schicksal nichts fordern als Gesundheit, umgibt es mich wie zum Hohne mit dem glänzendsten, was der Luxus zu vergeben hat. Was nützt es dem Toten, wenn er in einem Mausoleum von Marmor und Gold beigesetzt wird?“

Maja schaute mitleidig auf den Klagenden, dessen Lippen zuckten, dessen Augen so wehmuthsvoll blickten. „Wie kam es denn, daß Sie unglücklich wurden?“ fragte sie. „Ihr Vater ist doch so reich und freigebig!“

„Das war er nicht immer, nicht, als meine Mutter starb.“

Die Züge Edmunds wurden weich, als er das Wort „Mutter“ sprach. Die Verbitterung seiner Seele löste sich in Wehmuth auf. „Rücken Sie mir näher, Maja, ein klein wenig näher, damit ich nicht laut zu sprechen brauche,“ flüsterte er; „es drängt mich, Ihnen von meiner Vergangenheit zu erzählen. Seit meiner Kindheit traf ich keinen Menschen in der ganzen weiten Welt, dem ich mein Herz hätte ausschütten mögen. — Ich konnte es selbst bei meinem Vater nicht. Ihnen aber, Maja, Ihnen möchte ich alles erzählen, alles. Wer weiß, wie morgen die Würfel fallen; wer weiß, ob ich noch einmal Gelegenheit finde, Sie zu sprechen.“

Das Mädchen hatte zögernd seinen Stuhl nähergerückt. Der Kranke ergriff ihre Hand. Es überstauerte sie bei dieser Berührung; die seltsame Erregung, welche Edmund ergriffen, vibrierte in ihrem Herzen nach. Unwillkürlich schloß sie die Augen, und wie aus der Ferne vernahm sie die Stimme des Kranken. Der Sinn der Worte aber erregte ihre lebhafteste Phantasie, und sie schaute den Lebensgang des Erzählers in großen Bildern, deren Mittelpunkt immer die Erscheinung Edmunds bildete. Sie sah ihn zuerst als goldlockiges Kind, sanft gewiegt in den Armen einer zärtlichen Mutter, sah ihn dann als träumerischen Knaben unter der Obhut strenger Lehrer, die kein Verständnis hatten für sein Heimweh, seine Sehnsucht nach Freiheit und Liebe; sie sah ihn unter Spielgefährten, die ihn einen Schwächling nannten, und deren er sich nur in blutigen Raufereien erwehren konnte. Sie begriff es sehr wohl, daß durch eine solche Behandlung das Herz verbittert und seine schimmernden Eelenschaften geweckt wurden; sie begriff es wohl, daß er endlich im Zorn gegen einen Lehrer, der ihn wiederholt mißhandelt hatte, nach einer Waffe griff und dann aus der Anstalt entfloß. Jetzt sah sie ihn hungernd und frierend umherirren, bald in Scheunen, bald in Schenken ein Lager findend; sie sah ihn auf dem rauschenden Meere hoch in den Masten hängen, sah ihn in Hafenspäßen Lasten schleppen, sah ihn vom Sieber gerüttelt im Krankenhaus und endlich an der Schwelle des Vaterhauses krank, elend und in Lumpen gehüllt.

Das Herz der Kläusenden empfand tiefes Mitleid mit dem Sohne des Millionärs. Als Edmund seine Erzählung längst beendet hatte, sah sie noch wie eine Träumende da. Die edelsten Gefühle durchfluteten ihr Herz, aber kein Wort kam über ihre Lippen. Nach einer Weile erst schwellte ein Seufzer ihre Brust; sie ergriff die Hand des Jünglings und drückte sie leise. Diesen durchriefelte ein Schauer. Er fühlte, wie die Hand Majas zitterte, wie ihn Mitleid im feuchten Glanze schimmerte, wie die Züge sich

verklärten. Ihm war es, als gehe ein lichter Glanz von diesem Gesichte aus.

Eine Weile ruhten ihre Hände ineinander; dann bligten Majas Augen auf. „Lieben Sie Musik?“ fragte sie.

„Ach ja,“ erwiderte Edmund, „es wäre schön, wenn sie etwas singen oder spielen wollten.“

„Gern täte ich das, wenn ich wüßte, daß ich damit Ihre trübe Stimmung verschonen könnte.“

„Das wird Ihnen sicher gelingen,“ bemerkte der Kranke. „Dort liegt das Musikzimmer. Bitte, nehmen Sie die Lampe mit. Sie finden einen herrlichen Flügel da drinnen; aber lassen Sie die Tür weit offen, damit ich Sie sehen kann. So ist's recht.“

Maja hatte die Lampe ergriffen und war ins Nebenzimmer und zum Flügel geschritten. Als sie vor dem Instrumente saß, konnte Edmund nur ihren Kopf im Profil sehen; aber ein milder Lichtschein ließ denselben aus dem Dunkel des Salons in aller Klarheit hervortreten.

Die feierlichen Akkorde der Beethoven'schen *Cis-moll*-Sonate tönten durch das Dunkel. Edmund schloß eine Weile die Augen, um die Musik stärker auf sich wirken zu lassen. Bald verslog die Erregung in seinem Innern. Die wundervollen Harmonien leiteten ihn zu einer friedvolleren Stimmung hinüber. Als er die Augen wieder aufschlug, brach der Mond leuchtend durchs Gewölke, und die Silberstrahlen fielen durch den Erker in das dunkle Gemach. Dem Kranken wurde zu Mute, als befände er sich in einem Traumlande. Das geisterhafte Mondlicht und die Klänge der Musik verwebten sich, schmolzen ineinander zu lönnendem Licht, zu strahlenden Tönen. War das nicht eine trostreiche Verkündigung aus fernen Welten? Lockten diese hehren Geisterklänge nicht zur Andacht? Er faltete die Hände wie ein frommes Kind, und seine Blicke fielen wieder auf Maja. Wie anders erschien ihm das zarte Geschöpf jetzt. Maja war für ihn der Cherub, der mit den Mondstrahlen herniedererschwebte; die göttlichen Melodien, welche durch das Dunkel rauschten, galtten ihm für die Sprache jenes überirdischen Wesens. Ihr friedvolles Antlitz umrahmte eine Glorie, die nicht der Erde entstammte. Gewiß, das holde Wesen sandte ihm ein Gott zur Tröstung!

Die Sonate war verklungen, eine neue Weise hob an. „Es ist bestimmt in Gottes Rat“, sang die zarte, von Bewegung durchbelebte Stimme Majas. Wer gab ihr den Gedanken an dies Lied ein? Sie wußte es nicht. Sie hatte das Lied seit Monaten nicht mehr gesungen, nicht mehr gehört. Als sie das Finale der Sonate spielte, waren ihr plötzlich die Worte eingefallen.

Das verheißungsrolle „Auf Wiedersehen!“ tönte leise aus. Maja erhob sich, und fast schwebend kam sie ins Krankenzimmer zurück. Die Aufregung hatte ihr Gesicht bleich gemacht, und als der Schein der Lampe, die sie zurückbrachte, darüber fiel, erschien sie Edmund wie die lebendig gewordene Psyche Canovas. Unwillkürlich blickte er nach der Ecke, um zu sehen, ob jene noch dort sei.

Das Mädchen setzte die Lampe auf den Tisch und fragte mit sanfter Stimme, ob die Musik den Kranken beruhigt habe. Jener schwieg. Verwundert schaute sie auf; da fühlte sie ihre Hand erfaßt, und ein heißer Mund preßte Küsse darauf. Erschreckt zog sie die Hand zurück, und da im selben Augenblicke die Mutter ihren Namen rief, stoh sie wie ein geschreckter Vogel aus dem Zimmer.

Eine Viertelstunde später trat Frau Stade an Edmunds Lager. Sie fand ihn in Tränen. In mütterlicher Zärtlichkeit beugte sie sich zu ihm herab und strich ihm das feuchte Haar aus den Schläfen. „Sie fürchten die Gefahr, Edmund?“ fragte sie mit ernauntem Lächeln.

„O nein, ich werde leben, ich werde leben!“

„Warum weinen Sie denn?“

Edmund schlang die Arme um den Hals der Matrone, und unter Tränen raunte er ihr ins Ohr: „Maja, Maja, Maja!“

Dann sank er in die Kissen zurück. Als die Wärterin voller Verwunderung in das tränenfruchte Gesicht des Kranken schaute, lag ein glückliches Lächeln darauf.

* * *

Bei der Operation fielen die Würfel unglücklich. Edmunds Leben ging verloren, das merkte der Sanitätsrat Schmidt, als er während der Operation die Herzschläge des Kranken belauschte. Am Abend versank der Patient in eine tiefe Lethargie. Aber wie das Licht einer verlöschenden Lampe lange mit dem Dunkel ringt und zuletzt noch einmal aufflackert, so erhob sich auch am dritten Morgen nach der mißglückten Operation Edmunds Bewußtsein noch einmal aus der Geistesnacht. Mit großen, erstaunten Augen blickte er um sich und bemerkte, daß der Tag heraufdämmere.

„Es wird Licht!“ flüsterte er und erfaßte die Hand der Frau Stade, welche, von Müdigkeit überwältigt, im Sessel eingenickt war. Jene sah ihn überrascht an. Sie hatte geglaubt, die Lebensgeister seien längst entflohen, und nun zeigten seine

Augen wieder jenen seltsamen Glanz.

„Wie ist Ihnen, Edmund?“

„Leicht und frei. Bitte, öffnen Sie die Gardinen; ich glaube, der Tag bricht an.“

Frau Stade war noch völlig schlaftrunken; sie taumelte zum Erker und zog die Gardinen weit zurück. Wirklich, der Morgen war da, ein heiterer, strahlender Frühlingmorgen. Sie öffnete das Fenster, und frische Morgenluft strömte ins Krankenzimmer. Als sie zurücktrat, schaute Edmund mit träumerischen Blicken nach der Wand, auf welcher die ersten Sonnenreflexe glänzten. Unmählich glitt ein friedliches Lächeln über sein Gesicht.

„An was denken Sie?“

„An Maja“ sagte er, ohne den Kopf oder Blick zu wenden. „Wissen Sie, Frau Stade, wie mir's ums Herz ist? Als müßte sie nach einer Weile hier eintreten und mir Blumen bringen! Seltsam, während ich langsam aus dem dumpfen Schlaf erwachte, umspielten mich immer die Töne des Liedes, das sie gestern Abend sang. „Auf Wiedersehn! — Auf Wiedersehn!“ Ich hör' es noch klingen . . . leise . . . aus weiter Ferne. O, ich werde sie wiedersehn! Gewiß, gewiß!“

Die Wärterin sah den Sprechenden verwundert an; er wußte also nicht mehr, daß einige Tage und die Operation zwischen jener Zusammenkunft lagen. Er träumte also nur von ihr, von Maja, und war selig in dem Gedanken an sie. Sein Auge leuchtete, sein blaßes Gesicht war friedvoll. Frau Stade sagte sich, daß es grausam wäre, dem Kranken, der so nahe an der Pforte des Todes stand, die letzte Hoffnung zu vereiteln. Sie schlich sich aus dem Zimmer und schrieb ein kurzes Briefchen an die Schwester, in welchem sie dieselbe bat, sie möge Maja in die Villa senden. Sie beorderte darauf den Kutscher, er möge schnell anspannen, übergab ihm den Brief und hieß ihn zu Frau Rudhardt fahren.

Als die gutmütige Frau ins Krankenzimmer zurückkehrte, fand sie den Konsul schon dort. Jener erkundigte sich nach Edmunds Befinden und küßte ihn zärtlich auf die Stirn. Der Kranke legte dankbar seine weisse Hand in die des Vaters und versicherte, daß es ihm vortrefflich gehe, und daß er hoffe, schon in den nächsten Tagen reifen zu können. Der Vater bestärkte Edmund in seinen Erwartungen und malte ihm die Reize der Mittelmeer-Gestade in den verlockendsten Farben. Als der Diener zum Frühstück rief, fügte der Konsul dem Sohn in so fröhlicher Laune, als sei er fest von dessen nahe bevorstehender Genesung überzeugt.

Noch lönte der muntere Gruss des Vaters in Edmunds Ohr, noch füllte das goldige Morgenlicht sein Auge, da überfiel ihn eine Schwäche. Dem raschen Aufklappen der Lebensgeister folgte ein rasches Herabsinken. Vor seinen Augen verfinsterte sich die Welt, in seinem Ohr erklang jeder irdische Laut; aber aus der Erstarrung des Körpers rang sich etwas auf, das sich immer in fesselloser Freiheit wiegt, die Wirklichkeit zu Sklaven macht, — nennen wir es Phantasie, Seele oder Traum.

Noch war es Nacht, aber die tiefsten Schatten und Düstgebilde wichen allmählich vor dem Mondglanz und entschwebten am fernen Horizont, wie ein flatternder Riesenmantel, den der Wind zerreißt. Jetzt zeigte sich der Himmel als ein aquarellartiges Gewölbe, und seine Sterne funkelten mit wunderbarer, geheimnisvoller Klarheit. Wie tief, wie unermesslich war dieser Weltendom mit seiner goldenen Sternensaat! Wie durchsichtig klar war diese Luft, und wie lind, so lind wie eines Kindes Odem! Und das Zauberlicht des Mondes fiel auf das leise rauschende Meer, dessen Wogen es versilberte, so daß sie schillernd wie Opal dahinflossen. Und das Mondlicht beglänzte auch die Gestade einer Insel im Meere, beglänzte die Pinien auf den Uferfelsen, die stillen Palmenhaine, die blumigen Wiesen und Gelände. Ein entzückender Duft kam von der Insel her, der Nachtwind trug ihn herüber. Das war ein Aroma von frischen Veilchen, von Nieseler, Thymian und Rosen, das ihn mit weichem Hauch umflutete.

Das ist die Welt, die du erträumst, die du ersehntest! dachte der Sterbende. Ach, wenn du doch diese Insel im Meere erreichst, — es ist gewiß das Land der Seligen, der Garten Eden, den die Menschheit verloren. Aber er war fern von dem Ziele, allein in dieser geheimnisvollen Nacht . . . Da mit einem Male stand Maja vor ihm, — nein, sie schwebte in der Luft; ihre schlanke Gestalt, ihr liebliches Gesicht waren von Himmelsglanz umflossen, und ihre Augen strahlten wie die Sterne. Sie lächelte ihm zu mit dem süßen, holden Kinderlächeln, und als sie sprach, durchlönte ihre melodische Stimme den ganzen Aether.

„Folge mir!“ sagte sie, und ihre Hand deutete nach den mondegelängten Gestaden, „ich führe dich in das Reich hehrer Ahnungen, in das verlorene Eden, welches vom Meere der Ewigkeit umflossen ist.“

Jetzt verwandelte sich das Rauschen des Meeres in Musik. O, er kannte diese erhabenen Akkorde, diese schwermütige Poesie, welche der Natur entströmte, wie eine Hymne auf den Herrn der Welten, — das war Beethovens Sonate, die sie ihm in der Mondnacht gespielt. Nun entzückten ihn die göttlichen Harmonien

seht ganz anders, denn sie klangen zusammen mit den dahinrollenden Meeresfluten, mit dem Klüstern des Windes, mit den Strahlen des Mondes und dem Dufte der Blumen, sie lösten sich auf in der Welt-Harmonie. Und Edmund selber fühlte sich von den Schwingungen im All ergriffen. Von ihnen getragen, schwebte er dahin, leicht, frei und fessellos. Er kam an Majas Seite, er reichte ihr die Hand, und während sie ihm zulächelte, öffnete sich vor seinen entzückten Blicken eine neue, von Rosenbluten überhauchte Welt. —

Maja befand sich wirklich an der Seite des Sterbenden. Als dessen Lebenslicht langsam erlosch, trat sie, mit einem Walde von Frühlingsblumen in den Händen, vor sein Lager. Als sie Edmund die Blumen reichen wollte, riß dieser noch einmal weit die Augen auf. Seine Seele kehrte aus den fernen Welten noch einmal zurück, denn ein Lichtstrahl kam in die starren, leeren Augen und verlieh diesen einen überirdischen Glanz. Noch einmal bewegten sich die erstarrten Lippen, und er flüsterte: „Hörst Du die Klänge, Maja . . . Siehst Du es leuchten . . . Unser Traum erfüllt . . . Wieder — —“

Wie ein Hauch erstarb ihm das Wort auf den zuckenden Lippen, der Glanz der Augen erlosch, die Hände griffen ins Leere, — ein Röcheln — und der Tod breitete sein dunkles Banner über das Antlitz des Dulders.

Majas Händen entglitten die Blumen; sie breiteten sich wie eine duffige Hülle über den Toten. Mit einem Schrei auf den Lippen trat sie zurück. Als ihr draußen die Tante entgegenkam, sah sie jene mit großen, frauenhaften Augen an. Aus dem lachenden, ahnungslosen Kinde war in dieser Stunde ein ernstes, nachdenkliches Weib geworden.

Der Tod überschattete eine Weile ihr lichtiges Leben, dann aber verklärte sich in der Erinnerung mehr und mehr die Erscheinung des Hingeschiedenen. Immer schöner, immer freundlicher, immer idealer trat Edmunds Bild vor ihre Seele, bis es zuletzt, wie von überirdischem Glanz umflossen, vor ihr stand. Es wurde ihr zum Führer und Tröster auf dunklen Lebenspfaden; und wenn sie unter Tränen aufs Lager sank, trat jene lichte Erscheinung vor sie hin, deutete nach den Sternen, und durch die Nacht lönte es wie Geisterstimmen: Dort ist Frieden!



Die Vögel als Virtuosen. Es giebt Menschen, welche nur Mozartsche oder Beethovensche Klänge allein für Musik halten. Dann kann es uns nicht überraschen, wenn dieselben sagen, daß der Gesang der Nachtigall nur ein unrythmisches Stammeln, sonst nichts weniger als Musik sei. Richtig ist, daß die Nachtigall nicht nach Tönen von Mozart oder Beethoven singt. Daß sie aber sehr wohl weiß, was und wie sie singt, darüber sind schon längst die Beobachter einig. Viele Vögel besitzen ein großes Talent, den Gesang anderer Singvögel nachzuahmen. Daraus geht entschieden hervor, daß sie sehr wohl wissen, was sie tun. Obenan steht die Spöttdrossel, die man in ihrer Heimat sogar über die Nachtigall stellt. Sie fängt, sagt der Verfasser der „Tierseelenkunde“, jedesmal mit einer eigenen Komposition an, mischt aber zum Schluß die Töne vieler anderer Vögel bei, vermengt und wiederholt dieselben so künstlich und angenehm, daß es ebensoviel Vergnügen als Bewunderung erregt. Sie scheint dabei aber auch von ihrem eigenen Gesange so bezaubert zu werden, daß sie ganz außer sich gerät und wie der beste Bajazzo die drolligsten Gebarden macht. Sie reckt die Glieder, erhebt sich mit ausgebreiteten Flügeln von ihrem Platze, fällt aber mit dem Kopfe auf dieselbe Stelle zurück, dreht sich mit ausgebreiteten Flügeln wie ein Kreisel herum u. s. w. Sie begnügt sich indes mit dem Nachahmen der Vogelstimmen nicht; sie mißt auch wie eine Katze, krächzt wie ein Rabe, bellt wie ein Hund, knarrt wie eine Türe und macht sogar dem Schmied sein Hämmern auf dem Ambos nach. Zu solchem Nachahmungstalent gehört in der That eine nicht geringe geistige Fähigkeit und kluge Ueberlegung. Auch der Kanarienvogel u. a. beweisen ein ähnliches Nachahmungstalent, oft sogar zum großen Nachtheile ihres eigenen Gesanges. Das weiß jeder Vogelliebhaber und hängt darum nicht gern Stieglitz und Kanarienvogel zusammen. Daß die Sänger dabei eine überraschende Aufmerksamkeit besitzen, bezeugt der Würger nach Beobachtungen von Dietrich. Wenn nämlich der Würger singt, hängt er dem Schläge sofort noch einen „Krätsch“ an. Merkwürdigerweise wird jedoch dieser Krätsch nicht von dem Männchen, sondern von dem Weibchen ausgestoßen. Davon überzeugte sich Dietrich dadurch genau, daß er sich zwischen beide Sänger stellte. Welche bewundernswürdige Aufmerksamkeit gehört dazu, weder zu überhören, noch zu früh oder zu spät zu kommen. So rufen auch wir mit dem Beobachter denen zu, welche voll unberechtigten Stolzes nur im Menschen allein den Sitz alles Wissens, Fühlens und Könnens finden. Wahrscheinlich, die Natur ist überall besser und tiefer als ihr Ruff!